

Kühne Antworten...

→ eine Welt ohne Wahlmöglichkeiten und ohne Risiko eine bessere Welt? Ist dann in der Gesamtberechnung eine immer wieder beschädigte, aber „dynamische“, nach Vervollkommnung strebende Welt nicht doch einer leblosen Maschinenwelt vorzuziehen?

Nachsinnen können wir auch über die Naturgesetze, die notwendig waren, damit sich nach dem Urknall überhaupt etwas entwickeln und das Leben entstehen konnte. Und wenn es nur „diese“ Welt ist, die durch die Naturgesetze Leben ermöglicht – ist sie dann nicht auch „die beste“? „Dieser Gedanke“, so kommentierte Fontenelle in seiner Lobrede, „ist gewiss hoch, edel und seiner Sache würdig, allein in der Application erfordert er die äußerste Geschicklichkeit, und eine unendliche Behutsamkeit“. Ob Leibniz behutsam genug vorging, ob angesichts des Weltelends nicht manchmal ein Schweigen und ein Nichtwissen einer raffinierten Verteidigungsstrategie vorzuziehen sind, darüber kann man ausdauernd disputieren. Wer aber die Gedanken der „Theodizee“ studiert, der kommt nicht umhin, sie letztlich als einen fortwährenden Imperativ aufzufassen. Frei ist, so weiß Leibniz, wer das *Gute erkennt* und dieses in der Welt fortpflanzt. Denn Gottes Werk ist gut, zugleich aber auf Wachstum und „perfectibilitas“, auf eine Vervollkommnung hin, angelegt.

Der ökumenische Leibniz

Seinen Anteil an der Vervollkommnung dieser Welt suchte Leibniz auch in beharrlichen ökumenischen Bemühungen beizutragen. Im Laufe von mehreren Jahrzehnten war er als Protestant und Verfechter des Augsburger Bekenntnisses sowohl an den (Re-)Unionsverhandlungen zwischen Katholiken und Protestanten als auch an

Versuchen eines innerprotestantischen Ausgleichs beteiligt. Ja seine Perspektive umfasste auch die orthodoxen Kirchen samt der Idee eines „Weltkonzils“ unter dem Patronat des russischen Zaren Peter des Großen (1672–1725). Schließlich richtete Leibniz seinen Blick gar nach China, auf die dortige Mission und auf die Frage, ob sich in den Gedanken des Konfuzianismus nicht die Idee eines „höchsten Wesens“ finden lasse. Das unbefangene Gespräch mit anderen Konfessionen und Religionen gab manchen Zeitgenossen Anlass zu Vermutungen, Leibniz selbst sei religiös „indifferent“, im Herzen unbeteiligt. Der Hannoveraner Volksmund soll für ihn gar die wenig schmeichelhafte Bezeichnung „Glöw' nix“ geprägt haben. Das beruht wohl auf einem Missverständnis, wie Leibniz es auch selbst feststellte. In einem Brief aus dem Jahr 1685 führte er aus: „Ist es vielleicht so, dass man sich vorstellt, man könne nicht denken, ohne ungläubig zu sein. Das hieße, eine schlechte Meinung von unserer Religion zu haben.“ Demgegenüber stand für Leibniz fest, dass kaum eine Aufgabe wichtiger sei „für die Ehre Gottes und das Wohl der Menschen“ als die Wiederherstellung der Einheit der Kirche. Auch hier spielte das Chaos des Dreißigjährigen Krieges eine wesentliche Rolle. Wenn sich Leibniz „irenisch“ zeigt, friedliebend und entgegenkommend, dann hat dies weniger mit Indifferenz denn mit Vernunft und Prävention zu tun – und mit dem Glauben allemal. Nie wieder, so wiederholte er in seiner Korrespondenz mit kirchlichen Vertretern, dürften sich Menschen, die durch das Blut Jesu Christi erlöst wurden, solch unvorstellbaren Gräueln hingeben. Die „Reunion“ der Kirchen schien Leibniz der sicherste Weg, um Europa zumindest den Schrecken der Konfessionskriege zu ersparen. Zwischen 1683 bis unmittelbar vor seinem Tod widmete der Vielbeschäftigte einen merklichen Teil sei-

ner anscheinend unerschöpflichen Energie den ökumenischen Bemühungen. Mit dem katholischen Bischof der Wiener Neustadt, Christoph de Royas y Spinola, dem protestantischen Abt des Klosters Loccum, Gerhard Wolter Molanus, und dem Berliner Hofprediger Daniel Ernst Jablonski fand er dabei intelligente und redliche Mitstreiter. Doch ihre Überlegungen und Initiativen stießen auf damals noch unüberwindbare Grenzen. Leibniz und seine Mitstreiter waren ihrer Zeit weit voraus, nicht zuletzt in dem Bewusstsein, dass die künftige Herausforderung der Christenheit nicht in der wortklauberischen Differenzierung des Glaubensgutes bestehe, in der Auffindung der „Häretiker“ gar, sondern vielmehr in der Auseinandersetzung mit einer Welt-sicht, die in den Erkenntnissen der Naturwissenschaft das letzte Wort über Welt und Mensch sieht.

Ein Angebot aus Rom

Wer nach der persönlichen Frömmigkeit des Gelehrten fragt, entdeckt einen liberalen, zugleich einen frommen Protestanten, der für seinen Bruder ein Karfreitagsgedicht mit dem Titel „Jesus am Kreuze“ verfasst hat. Er entdeckt auch einen „katholischen“ Leibniz, dessen Katholizität freilich den ursprünglichen Sinn des Wortes anzielte und der Ökumene den Vorrang gewährte. In einem Brief von Juli 1691, gerichtet an die französische Erzieherin und Schriftstellerin Marie de Brinon, stellte Leibniz fest: „Die wahre und wesentliche Gemeinschaft, die bewirkt, dass wir zum Leibe Jesu Christ gehören, ist die Liebe. Alle die, welche durch ihre Schuld die Spaltung aufrechterhalten, indem sie der Versöhnung Hindernisse in den Weg legen, die gegen die Liebe sind, sind in Wahrheit Schismatiker; dagegen sind die, welche bereit sind, alles nur Mögliche zu tun, um auch die äußere Gemeinschaft zu erhalten, in der Tat Katholiken.“ Diese entschiedene

Haltung hinderte Leibniz daran zu konvertieren, auch wenn ihm bei einem Rombesuch „dafür“ die Stelle eines Kustos an der Vatikanischen Bibliothek angeboten wurde. Wie gerne hätte sich die katholische Kirche eines Glaubenden versichert, der im Ruf stand, „der führende Kopf unseres Jahrhunderts“ (so der italienische Mediziner Bernardino Ramazzini) zu sein! Aber so begierig Leibniz auch sonst gut dotierte Posten und Ehrungen sammelte, so wenig war er bereit, in diesem Bereich halbgame Kompromisse einzugehen. In der römischen Kirche vermisste er den klaren Willen zu Reformen, den unverstellten Blick auf die Ergebnisse der Naturwissenschaften, die unmissverständliche Absicht, die „Anathemata“ des Trienter Konzils, die Verurteilungen protestantischer Lehrsätze, zu revidieren. Und so konnte er angesichts der fortwährenden Fehlschläge der ökumenischen Bemühungen gegenüber dem einflussreichen Bischof und Prediger Jacques Bénigne Bossuet letztlich nur gelassen feststellen: „Ich tue alles, was ich kann, und wenn ich keinen Erfolg habe, bleibe ich doch sehr zufrieden. Gott wird seinen heiligen Willen tun, und ich, ich werde meine Pflicht getan haben.“

Gestorben ist Leibniz in Hannover, einsam. Seine Beerdigung war würdig gestaltet, aber mit dem feierlichen Staatsakt, den England seinem Zeitgenossen Isaac Newton bereitere, nicht zu vergleichen. Wie ein Vertrauter notierte, waren alle Hof-Bedienteten geladen worden, „aber niemand erschien“. Die Zeit schien über den Denker, Forscher und Erfinder, der die (Kirchen-) Fürsten mit „guten Gründen“ lenken wollte, hinweggehuscht zu sein. Doch schon bald erkannten Philosophen, Mathematiker und Historiker, welch großes Leben am 14. November 1716 zu Ende ging. Wie Mozart oder Einstein gehört Gottfried Wilhelm Leibniz zu den größten Geschenken, die der Menschheit zuteil wurden. ←